Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland u. Oesterreich: vierteljährl. ℳ 6. Man abonnirt ferner mit entsprechendem Postaufschlag bei den Postanstalten in der Schweiz, Italien, Belgien, Holland, Luxemburg, Dänemark, Schweden und Norwegen, Rußland, den Donaustaaten, der Europäischen Türkei, Egypten. Für alle übrigen Staaten ist der Bezug nur unter Kreuzband durch die Expedition dieses Blattes möglich.

Die Morgen-Ausgabe erscheint um 1/2 7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags um 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannisgasse 8.

Filialen:
Alfred Hahn vorm. O. Klemm's Sortim., Universitätsstraße 3 (Paulinum),
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Amtsblatt des Königlichen Land- und Amtsgerichtes Leipzig, des Rathes und Polizei-Amtes der Stadt Leipzig.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 25 ₰.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 75 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 50 ₰.
Tabellarischer und Ziffernsatz entsprechend höher. — Gebühren für Nachweisungen und Offertenannahme 25 ₰ (excl. Porto).

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 349. Donnerstag den 11. Juli 1901. 95. Jahrgang.

Der Krieg in Südafrika.

Die Boeren in der Capcolonie.

Ueber Capstadt kommt eine schon telegraphisch mitgetheilte Meldung, die aufs Neue in schlagendster Weise darthut, wie vollständig unfähig die Engländer in der Capcolonie sind, gegen die nun schon über sechs Monate anhaltende Boereninvasion irgend etwas Nachhaltiges auszurichten oder überhaupt nur die Operationen der verschiedenen Commandos zu verhindern oder erfolglos zu gestalten. Dieses Mal ist es wieder Commandant Scheepers, der einen neuen kühnen Handstreich ausführte, indem er mit etwa 1500 Mann einen überraschenden Vorstoß gegen die Stadt Murraysburg östlich von der Eisenbahnlinie Capstadt-De Aar ausführte und dadurch die britische Garnison, welche diesen Ort besetzt hielt, zur schleunigen Aufgabe und eiligem Rückzuge zwang, da dieselbe sonst ohne Weiteres in die Hände der Boeren gefallen wäre. Scheepers occupirte sodann unbehelligt die Stadt, bemächtigte sich aller vorhandenen Vorräthe an Lebensmitteln, Pferdefutter und Kriegsmaterial, und vernichtete, was er nicht fortführen konnte. Vor allen Dingen gab er jedoch den Engländern eine Probe davon, wie die Boeren in Zukunft das Niederbrennen ihrer Farmen und Dörfer zu rächen gedenken, indem er sämmtliche öffentliche Gebäude in Murraysburg in Brand steckte und dafür sorgte, daß dieselben „ungelöscht" bis auf den Grund niedergingen. Magazine und Baracken gingen ebenfalls in Flammen auf, und der Boerencommandant rechtfertigt dieses summarische Vorgehen nach berühmten Mustern, indem er erklärt, daß durch solche Maßregeln die Operationen des Feindes aufgehalten und unmöglich gemacht werden sollen. — Was dem Einen recht ist, ist dem Anderen billig, und die jetzt anbrechende Aera der Repressalien wird den Engländern ihre schweren Sünden der letzten 1½ Jahre vielleicht nachdrücklicher vor Augen und zu Gemüthe führen, als irgend etwas Anderes dies zu thun im Stande wäre. Scheepers setzt inzwischen seinen Vormarsch nach Süden fort und scheint es zunächst auf die Stadt Aberdeen an der Eisenbahn nach Port-Elisabeth abgesehen zu haben, die ebenfalls nur eine schwache englische Besatzung hat.

Das Londoner Amtsblatt enthält folgende Mittheilung, betreffend das Verfahren, welches die Commission zur Prüfung der Ansprüche der aus Südafrika

ausgewiesenen Personen

vom 15. Juli ab einschlagen wird. Die Commission erklärt sich, da weitere mündliche Zeugenaussagen nicht zu erwarten sind, bereit, nicht auf mündliche Zeugenaussagen gegründete Ansprüche zu prüfen. Die Art der Beweisstellung soll dem Ermessen der Vertreter der verschiedenen befreundeten Nationen überlassen bleiben. Beweisführung durch Urkunden könne zur Begründung solcher Ansprüche zugelassen werden; alsdann aber müsse zum Zwecke der Ablehnung von Ansprüchen die gleiche Beweisführung zulässig sein. Zur Erleichterung der Arbeit wünscht die Commission, die Ansprüche nach Nationalitäten zu berathen. Den Vertretern der befreundeten Nationen werde eine entsprechende Mittheilung zugehen, wenn die von ihren Regierungen erhobenen Ansprüche an die Reihe kämen. Die verschiedenen Ansprüche würden in folgender Reihenfolge behandelt werden: die Oesterreich-Ungarns, Hollands, Italiens, der Vereinigten Staaten, Frankreichs, Rußlands, Deutschlands, Spaniens und zuletzt die Schwedens und Norwegens.

* **London**, 10. Juli. Heute Nachmittag fand in der Guild-Hall eine große Versammlung zur Unterstützung der südafrikanischen Politik der Regierung statt, in welcher der Lord-Major den Vorsitz führte. Die Redner, unter denen sich mehrere Parlamentsmitglieder befanden, empfahlen eine Resolution, durch welche dem Vertrauen zur Regierung Ausdruck gegeben und die Pro boer-Bewegung verurtheilt wird. Die Resolution wurde begeistert angenommen.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 11. Juli.

Am Montag gaben wir an dieser Stelle eine Auslassung der „Köln. Ztg." über das Verhältniß des verstorbenen **Fürsten Hohenlohe zur Presse** wieder und knüpften daran einige Mittheilungen über die guten Folgen, die dieses Verhältniß auf das Verständniß der deutschen Zeitungsleser sowohl für die Strömungen in Frankreich während der Pariser Botschafterzeit des Fürsten, als auch für die Lage der Dinge in Elsaß-Lothringen während seiner Statthalterschaft in Straßburg gehabt hat. Seitdem ist in deutschen und auswärtigen Blättern noch Mancherlei mitgetheilt worden, was das Verständniß des Fürsten für die Bedeutung und den Einfluß der unabhängigen und discreten Presse beweist; in keiner dieser Darstellungen tritt aber das Bestreben der Verfasser zu Tage, sich selbst auf Kosten des Fürsten zu verherrlichen und mit großen Rollen zu glänzen, die sie angeblich in Folge des Vertrauens des Fürsten haben spielen können. Ein Einziger machte eine Ausnahme von dieser Regel: der famose Herr Oppert aus Blowitz, der sich der Kürze halber „v. Blowitz" nennt und als Correspondent der „Times" dieses „Weltblatt" schon oft blamirt hat. Er erzählt, nachdem er vorausgeschickt, daß er mit dem Fürsten, namentlich während seiner Thätigkeit als deutscher Botschafter in Paris, sehr eng liirt gewesen sei, u. A. Folgendes:

Fürst Hohenlohe hatte seinen Pariser Posten im Jahre 1874 angetreten, als in der französischen Presse eine aus Madrid datirte Note erschien, in der behauptet wurde, der neue Botschafter habe den Auftrag, auf eine Verschlechterung der französisch-deutschen Beziehungen hinzuarbeiten, um Frankreich zu irgend einer Unbesonnenheit zu treiben, die zu einem neuen kriegerischen Conflikte zwischen beiden Mächten Anlaß geben könnte. Fürst Hohenlohe, der den französischen Conservativen, d. h. den Monarchisten, wenig genehm war, führte diese Note auf die Urheberschaft des Herzogs Decazes, des damaligen Ministers des Auswärtigen (eines Freundes der monarchischen Restaurationsbestrebungen) zurück. Er beauftragte Herrn v. Blowitz, sich nach Versailles (dem damaligen Regierungssitze) zu begeben, um den Herzog ins Gebet zu nehmen und von ihm entweder eine bestätigende oder ablehnende Antwort zu erhalten. Er ließ zugleich erklären, daß er, falls sein Verdacht sich bestätigen sollte, sofort seine Pässe verlangen werde. An demselben Tage begab sich v. Blowitz dreimal nach Versailles, ohne vom Herzog Decazes irgend eine Antwort erlangen zu können; erst bei seinem vierten Besuche daselbst erklärte der Herzog, der inzwischen erfahren hatte, daß der Botschafter zur sofortigen Abreise entschlossen sei, Herrn v. Blowitz seine Geneigtheit, den Fürsten zu empfangen. Bei diesem Empfang gab der Herzog folgende Erklärung ab: „Ich hoffe, Herr Botschafter, daß Ew. Excellenz überzeugt sein werden, daß, wenn wir in Ihnen den Träger einer auf die Erregung von Zwietracht abzielenden Mission erblickt hätten, wir nicht Ihre Anwesenheit in Paris abgewartet hätten, um gegen Ihre Ernennung zu protestiren." Damit war der Zwischenfall erledigt.

Im Jahre 1875 wurde Herr v. Blowitz vom Botschafter abermals gebeten, den Herzog Decazes aufzusuchen, um denselben wissen zu lassen, daß er, der Botschafter, vom Fürsten Bismarck Instructionen erhalten habe, die ihn nöthigen würden, gegenüber dem französischen Minister des Auswärtigen eine sehr lebhafte Sprache zu führen, und um ihn zu bitten, diese Sprache, um deren nachträgliche Abmilderung er sich übrigens bemühen würde, nicht übel zu vermerken. Der Herzog Decazes erklärte sich dazu bereit, und so wurde über die Einzelheiten der Unterredung mit dem Botschafter nichts bekannt.

Im Hinblick auf das bekannte Beglückwünschungstelegramm Kaiser Wilhelm's II. an den Präsidenten Krüger nach der Vereitelung des Jameson'schen Einbruches in Transvaal schrieb Fürst Hohenlohe Hrn. v. Blowitz eines Tages, daß, wenn der Kaiser gewußt hätte, wie viele Engländer aus vornehmer Familie an der Expedition betheiligt waren, er sein Telegramm niemals abgesandt haben würde. Er sei jedoch der Ansicht gewesen, daß Jameson eine Filibustierschaar beréthigte, die Räubereien geplant habe.

Ueber den Zweck dieser „Enthüllungen" braucht man kein Wort zu verlieren; er springt zu sehr in die Augen. Und Leute, die solche Zwecke verfolgen, pflegen es mit der Wahrheit nicht eben genau zu nehmen, auch wenn sie nicht Oppert heißen, nicht aus Blowitz stammen und sich nicht der Kürze halber „v. Blowitz" nennen. Was aber diesen Herrn speciell betrifft, so muthet er denen, die seine „Enthüllungen" lesen, denn doch gar zu viel zu, wenn er ihnen einreden will, der Fürst habe sich zu so heiklen Missionen eines Mannes bedient, der von jeher in dem Rufe stand, aus seinen Informationen für sich Capital zu schlagen. Uebrigens wissen wir zufällig, wer der „diplomatische Employé" war, dessen der Fürst um jene Zeit sich zu bedienen pflegte, wenn er directe Schritte nicht für zweckmäßig hielt; Oppert oder „von Blowitz" hieß dieser Herr nicht und stand auch mit den „Times" in keinerlei Verbindung. Und als Kaiser Wilhelm II. das vielbesprochene Telegramm an den Präsidenten Krüger richtete, war „Herr v. Blowitz" schon so „berühmt", daß der vorsichtige Fürst sicherlich ihm am allerletzten vertrauliche Mittheilungen gemacht hätte. Von dem Inhalte des angeblichen Briefes wollen wir ganz absehen. Für uns steht fest, daß „Herr v. Blowitz" sich gekränkt haben würde, mit seiner Selbstverherrlichung bei Lebzeiten des Fürsten hervorzutreten. Und wenn in den Memoiren des Fürsten der Namen „Oppert gen. v. Blowitz" überhaupt erwähnt wird, so wird er zweifellos in ganz anderem Sinne erwähnt. Dann wird auch die „Times" einsehen, daß sie sich in ihrer Sucht, mit ihren Correspondenten zu renommiren, wieder einmal gründlich blamirt hat.

Gleich der socialdemokratischen Parteipresse ist auch die socialdemokratische Gewerkschaftspresse durch die Zustimmung des Bundesrathes zur **Gewerbeordnungsnovelle** in Verlegenheit gesetzt worden. Denn nicht minder als jene hatte diese Presse es sich angelegen sein lassen, die Berufung des Abgeordneten Möller zum Handelsminister als einen gegen die Fortführung der Socialreform gerichteten Schlag auszugeben. Jetzt, wo die Gewerbeordnungsnovelle vom Bundesrathe angenommen ist, sieht sich auch das Organ der socialdemokratischen Gewerkschaften zu der Meinungäußerung bewogen, daß den „Scharfmachern" eine empfindliche Niederlage bereitet sei. Um aber die vorangegangene Stellungnahme gegen den neuen Handelsminister zu rechtfertigen, richtet das Gewerkschaftsorgan einen neuen Angriff gegen ihn. Herr Möller wird als der Unterlegene bezeichnet, weil er „bekanntlich" den rheinischen Industriellen sein Wort verpfändet hätte, seinen Einfluß gegen die Novelle geltend zu machen. „Das war das erste Mißgeschick der neuen Excellenz", schreibt das Gewerkschaftsorgan wörtlich, „dem sicherlich andere Niederlagen folgen werden. Als starrer Parteimann und Industriellen-Vertreter müßte eigentlich Herr Möller schon jetzt die Consequenzen aus seiner verlorenen Schlacht ziehen und das kaum erworbene Portefeuille zurückerstatten. Wir hoffen aber, daß er kleben bleiben wird, wie andere Kleber vor ihm, um als Seitenstück des Grafen Posadowsky die Regierung des capitalistischen Classenstaates würdig zu repräsentiren." — Herr Möller soll demnach als Kleber verächtlich gemacht werden, nachdem die agitatorische Ausnutzung seiner Berufung in der Richtung socialpolitischer „Scharfmacherei" sich als unmöglich herausgestellt hat. Dabei operirt das Gewerkschaftsorgan ganz nach dem Muster der socialdemokratischen Presse mit ebenso unverbürgten wie unglaubwürdigen Angaben wie mit der von dem verpfändeten Worte. Daß ein Politiker von der Bedeutung und der Vergangenheit Möller's sich einer Interessengruppe gegenüber in der angegebenen Weise selbst sollte gebunden haben, zumal unmittelbar bei der Uebernahme des Minister-Portefeuilles, erscheint als ausgeschlossen. Wäre aber Möller auch wirklich ein Gegner einzelner Bestimmungen der Gewerbeordnungsnovelle gewesen, so wäre er deshalb nicht zum Rücktritt vom Ministerium genöthigt. Denn kein Minister kann in der Praxis des politischen Lebens darauf bestehen, daß in jedem Gesetze jede Einzelheit seinen Wünschen entspreche; wird er von seinen Collegen überstimmt, so braucht er nur bei Fragen von hervorragender, grundsätzlicher Bedeutung an seinen Abschied zu denken. In Bezug auf die Gewerbeordnungsnovelle aber war weder der Widerstand des neuen Handelsministers gegen Einzelheiten groß genug, noch waren diese Einzelheiten so wichtig, um den Rücktritt Möller's zu erfordern. Darum ist es nur aus dem Agitationsbedürfniß der socialistischen Gewerkschaften zu erklären, wenn ihr Organ Herrn Möller als „Kleber" bezeichnet.

Im Stammlande **Oesterreichs** vollzieht sich seit einigen Jahren ein Proceß, der zu förmlich paradoxen Verhältnissen führt. Ueberall sonst, so wird der „Münch. Allg. Ztg." aus Wien geschrieben, sind die Hauptstädte der Sitz demokratischer Parteien und einer radicalen Gesinnung, während die mittleren Ortschaften und das flache Land gewöhnlich eine conservativere Meinung vertreten. In Niederösterreich ist dies umgekehrt. Nach wie vor zeigen die Wahlen, daß die Christlich-Socialen — eine antisemitische Spielart der Klerikalen — die bürgerlichen Kreise Wiens nahezu vollständig beherrschen, ja daß sie seit den sechs Jahren ihres Sieges über die Liberalen ihre Position in diesem Bevölkerungstheil wesentlich verbessert haben. Die Versuche der Deutschnationalen, sich in Wien zu organisiren, führten nur zu kümmerlichen Ergebnissen. Die einzigen kräftigen Gegner finden die Klerikal-Antisemiten in den Socialdemokraten, die in Folge der Erweiterung des Wahlrechtes und ihrer besseren Organisation allgemach in die verschiedenen Vertretungskörper eindringen. Ganz anders geht es den Klerikalen in den kleineren Städten und in den Landgemeinden Niederösterreichs. Hier erlitten sie schon bei den letzten Reichsrathswahlen ansehnliche

Feuilleton.

Rechtsanwalt Lohmann.

16] Roman von Rudolf Jura.

Nachdruck verboten.

Nach einer Stunde jedoch erfaßte ihn die Ungeduld von Neuem.

Er mußte unbedingt zugegen sein, wenn sich das Wunder der Wiedererweckung seiner Geliebten vollzog. Auch konnte ihrem Dienstmädchenbewußtsein sein Besuch zu so früher Stunde nicht mehr auffallen. Sie war ja in den letzten Tagen daran gewöhnt worden, ihn und die Frau Staatsanwalt fast immer um sich zu sehen.

Doch hielt ihn heute, wo sich die Kranke wieder in die gesunde Frau Doctor zu verwandeln im Begriffe stand, eine unerklärliche Scheu, eine Art zartes Schamgefühl zurück, so ohne Weiteres in ihre Wohnung einzudringen, und er bat die Frau Staatsanwalt, ihn gewissermaßen als Ehrendame zu begleiten.

Die Frau Doctor in Dienstmädchengestalt gab, wie immer, auf die Frage nach der gnädigen Frau ihre alte Antwort:

„Die Frau Doctor ist nie vor zehn Uhr zu sprechen."

„Das wissen wir schon", entgegnete der Rechtsanwalt. „Lassen Sie uns nur inzwischen eintreten, wie gestern und überhaupt alle die letzten Tage. Wir warten im Arbeitszimmer, bis die Frau Doctor sichtbar ist. Lassen Sie sich nicht stören, und setzen Sie ruhig Ihre Arbeit fort."

Die Angeredete gehorchte dieser bestimmenden Aufforderung, und der Rechtsanwalt befand sich mit der Frau Staatsanwalt im Arbeitszimmer allein.

„Wir müssen vor Allem den Schreibtisch wieder in Ordnung bringen", sagte er. „Wir haben heute Nacht in ihren Manuscripten übel gewirthschaftet und müssen es doch möglichst verhüten, daß sie gleich nach ihrer Erweckung verdächtige und beunruhigende Lücken bekommt."

Die Frau Staatsanwalt war ihm bei dieser Arbeit behilflich, und auch ihr half diese Beschäftigung wohlthätig über die abspannende und unruhevolle Erwartung hinweg, von der die gegenwärtige Stunde erfüllt war.

Als der Rechtsanwalt den Brief mit dem letzten Willen der Frau Doctor wieder an seinen Platz legte, sagte er erröthend:

„Es wird einige peinliche Scenen für mich geben, wenn ich Ihrer Frau Schwägerin alle die Indiscretionen gestehen muß, die ich in ihrer Abwesenheit an ihren Papieren verübt habe."

„Und durch die Sie in ein zartes Geheimniß ihres Herzens eingedrungen sind", fügte die Frau Staatsanwalt hinzu, indem sie ihm mit dem Finger drohte.

Der Rechtsanwalt seufzte tief auf und fragte nach einer kleinen Pause:

„Meinen Sie wohl, daß die Frau Doctor in dieser nun fast sechstägigen Zeit hypnotischen Schlafes etwa die ursprünglichen Gesinnungen ihrer eigentlichen Persönlichkeit geändert hat?"

„Wie sollte sie wohl? Sie ist ja in dieser ganzen Zeit überhaupt nicht zum Bewußtsein gekommen, hat also auch keine Gelegenheit gehabt, in diesem Bewußtsein irgend welche Veränderungen vorzunehmen. Nun, und daß sie jetzt nach ihrem Erwachen keine Veränderungen mehr vornimmt, dafür werden Sie schon selbst sorgen."

„Ich habe jetzt keinen Sinn für Scherze", entgegnete der Rechtsanwalt. „Aber hören Sie? Es scheint, die Frau Doctor ist jetzt im Schlafzimmer. Herr Gott, wenn nur Alles wieder gut geht! Können Sie nicht nachsehen, was sie macht? Aber nein, thun Sie es lieber nicht. Sie könnten sie stören!"

„Wieso stören? Ich bin doch jetzt Tag für Tag immer um sie gewesen!"

„Gewiß. Doch da war sie ein Dienstmädchen. Jetzt aber wird sie — —"

„Jetzt wird sie wieder meine Schwägerin. Da wird es mir um so mehr erlaubt sein, ihr Schlafzimmer zu betreten. Gewiß begehe ich damit nicht die mindeste Zudringlichkeit, zumal bei ihrem leidenden Zustande."

„Das behaupte ich auch nicht. Aber ich fürchte, es kann sie stören und unsern letzten Versuch, auf den wir all' unsere Hoffnung gesetzt haben, in seinem Gelingen beeinträchtigen."

„Gut! Also um Sie zu beruhigen, werde ich durch das Schlüsselloch sehen. Dabei störe ich keinesfalls und kann ihr doch beispringen, wenn sich ein unvorhergesehener Zwischenfall ereignen sollte."

„Hm. Horchen und durch das Schlüsselloch sehen sind mir eigentlich äußerst unsympathische Sachen."

„Im Allgemeinen, ja! Aber wo es sich um die Beobachtung einer Kranken handelt, sind es ganz einwandfreie und anständige Mittel", entschied die Frau Staatsanwalt mit Ueberzeugung und begab sich sogleich auf ihren Lauscherposten.

Der Rechtsanwalt zuckte die Achseln und murmelte:

„Meinetwegen! Ich lausche nicht mit."

Trotzdem vernahm er jede kleine Meldung der Späherin am Schlüsselloch mit freudiger Theilnahme, und sein Herz schlug der immer näher rückenden Entscheidung mit fieberhafter Ungeduld entgegen.

Die Frau Doctor war thatsächlich im Nebenzimmer mit der Erfüllung ihrer jetzmalig letzten Dienstmädchenaufgabe beschäftigt. Ihre Aufgabe lautete, den Brief der Frau Doctor, sauber frisirt und gut angekleidet, in dem Lehnstuhl am Fenster zu lesen. Weil sie in den letzten Tagen den Brief nie hatte finden können, hatte sie es meist auch unterlassen, die für die Lectüre des Briefes vorgeschriebene Toilette zu machen und war in ihrem Arbeitskittel geblieben.

Heute aber frisirte sie sich sorgfältig, kleidete sich um und nahm den Brief zur Hand.

Die Frau Staatsanwalt, die Alles das beobachtete und dem Rechtsanwalt mittheilte, bebte jetzt vor Erregung, und auch der Rechtsanwalt nicht minder. Die Frau Doctor selbst hingegen schien ganz ruhig zu sein und gar kein Gefühl von der ungeheuren Wichtigkeit ihrer Handlung zu haben. Wichtig waren ihr immer nur die nothgedrungenen Unterlassungen ihres Auftrages vorgekommen, und dieser unfreiwillige Ungehorsam hatte ihr Gewissen ja bis zur Todsucht gepeinigt. Von diesen Unterlassungen aber wußte sie offenbar nichts mehr. Gleichgiltig ging sie mit dem Brief ans Fenster und setzte sich in den Lehnstuhl, als ob sie das ohne Unterbrechung alltäglich so gethan hätte. Von dem Verschwinden des Briefes schien ihr jede Erinnerung abhanden gekommen zu sein. Denn man sah ihr nicht die mindeste Wiedersehensfreude an.

„Jetzt sitzt sie im Stuhl. Jetzt liest sie", flüsterte die Frau Staatsanwalt.

Der Rechtsanwalt athmete hörbar und lief aufgeregt im Zimmer umher.

„Wenn sie jetzt aufmacht und hereinkommt", sagte er, „so sprechen Sie sie ja mit der größten Vorsicht an. Sie darf nicht sogleich durch die Nachricht erschreckt werden, daß sie fast eine Woche lang ihr Selbst verloren hat. Bei ihrem geschwächten Nervensystem wäre sonst, zumal, wenn sie unser künstliches Verfahren, sie zu erwecken, erfährt, vielleicht ein Rückfall zu befürchten. Sie darf nur ganz allmählich und schonend die Wahrheit erfahren."

Die Frau Staatsanwalt nickte.

„Ich will gar nichts erzählen", antwortete sie, während sie tapfer in ihrer anstrengenden Haltung am Schlüsselloch aushielt. „Ich bin zufrieden, wenn diesmal unser Versuch endlich gelingt, und wenn ich sie wieder frisch und gesund, dem Leben und sich selbst zurückgegeben, in die Arme schließen kann. Die nöthigen Erklärungen überlasse ich dann gern Ihnen."

Inzwischen hatte die Frau Doctor die paar Zeilen des Briefes mit gemessener Aufmerksamkeit gelesen, und der Brief verfehlte seine gewohnte Wirkung nicht.

Schwer sank ihr der Kopf für einige Augenblicke hintenüber, dann schlug sie die Augen auf, erhob sich, blickte mit klarem Gesichtsausdruck ein paar Mal im Zimmer umher, um sich von der vollkommenen Ordnung darin zu überzeugen, und schritt dann auf die Thür nach dem Arbeitszimmer zu.

Die Frau Staatsanwalt hatte kaum Zeit, sich vom Schlüsselloch zurückzuziehen und ihre Nase in Sicherheit zu bringen. Fast wäre sie von der lebhaft geöffneten Thüre umgeworfen worden und sie eilte, sich an des Rechtsanwalts Seite zu begeben. Denn ihre Freude, die Genesene wiederzusehen, war mit einem eigenthümlichen Gefühl banger Scheu gemischt, wie man es vor fremdartigen Wesen aus einer Zauberwelt empfinden mag.

Diese Scheu schwand sofort beim Anblick der wohlbekannten und wenn auch sehr abgezehrten, so doch im Ausdruck unveränderten Züge. Die junge, leidenschaftliche Frau, die da, unsicheren Schrittes freilich und in müder Körperhaltung, aber mit hochaufgerichtetem Kopfe ihr entgegenschritt, das war kein unwissendes, krankes Dienstmädchen mehr, das war auch keine Geistererscheinung, sondern in Fleisch und Blut und voller Körperlichkeit ihre schöne Schwägerin Maria.

Die beglückende Gewißheit ihrer Wiederherstellung nach all' der Angst um ihr Leben verstärkten die Gefühle ihres Herzens für die geliebte Schwägerin, und mit einem Aufschrei jubelnder Freude umarmte sie die Genesene und preßte sie mit thränendem Gesicht an sich.

„Nun, nun, was ist Dir denn, Liebste?" fragte mit staunendem Lächeln die Frau Doctor.

„Nichts, gar nichts", antwortete die Frau Staatsanwalt. Sie war sich wohl bewußt, ihre Worte wahrscheinlich ebenso wenig im Zaume halten zu können, wie eben ihre Gefühle, und lief, ohne ihre stürmischen Freudenbezeigungen irgendwie zu erklären, eiligst aus dem Zimmer, um ihrem Gatten die Wiederauffindung oder Genesung seiner Schwägerin mitzutheilen.

Dieser nahm die fröhliche Botschaft mit Würde und ruhiger Befriedigung auf.

„Na, dann ist doch die Störung heute Nacht nicht nutzlos gewesen. Das freut mich. Wir müssen das Wiedersehen mit Maria natürlich festlich begehen. Thue also, bitte, in der Küche ein Uebriges. Ich werde, wenn ich wiederkomme, selbst das Nöthige aus dem Weinkeller holen. Ist der Rechtsanwalt noch

SLUB
Wir führen Wissen.